

Still und unendlich weit
Aufzeichnungen eines Beobachters

von
Ramona Benz

Im Auftrag des
Coro Cantarina 2016

PROLOG

Stille, Dunkelheit.

Dann, ein kleines Licht, grösser werdend und schliesslich in tausend Stücke zerspringend.

Ein Ganzes wird geteilt, verteilt.

Der Urschrei – Baby schreit seinen ersten Atemzug. Das erste Geräusch überhaupt. Daraufhin erklingt von weitem ein Kuhhorn, immer lauter werdend, lange und eindringlich. Und dann die menschliche Stimme in ihrer ganzen Schönheit, Wohlklang ohne Worte.

ANFANG

Erzähler (Aufzeichnungen eines Beobachters/Durchreisenden):

Und so ging das Leben los. Klar, eigenwillig und mit einem langen Atem.

Als alle Menschen auf dieser Erde verteilt wurden, fühlten sie sich nackt und sehr einsam und es war ihnen sogleich die erste Sehnsucht, wieder zu ihrem ursprünglichen Ganzen zurückzukehren.

Die alten Griechen erzählten sich, die Menschen seien ursprünglich Kugeln von je vier Gliedern und zwei Köpfen gewesen, also zwei Menschen in einem. Da sie der Hybris verfielen und die Götter angreifen wollten, wurden sie von diesen zur Strafe getrennt und zur endlosen Suche nach ihrem zweiten Teil verdammt.

Wie man das auslegen will – Ansichtssache. Auf jeden Fall aber waren sie verbunden, bevor sie auf dieser Erde Gestalt annahmen und seither orientierungslos umherirren.

In ihrer Verzweiflung aber bemerkten die Menschen alsbald, dass sie doch nicht ganz ohne etwas auf die Erde geworfen worden waren. Alle waren sie

ausgestattet mit einer besonderen Eigenschaft; der eine war begabt zu der Fähigkeit, Freude zu empfinden, der andere nannte die Liebe zur Wahrheit sein eigen, wiederum einer war der Empfindung, die man gemeinhin Trauer nennt, fähig, und andere der Loyalität, der Wutsempfindung, der Eifersucht; viele Eigenheiten gab es unter den Menschen.

Nun aber immer noch von der Sehnsucht nach der ursprünglichen Vereinigung angetrieben, fühlten sich die Menschen zueinander hingezogen. So kam es, dass sie sich zu paaren begannen.

FRÜHLING

Erzähler:

Aus der körperlichen Empfängnis wurden neue Menschen; neue Menschen mit den Eigenschaften ihrer jeweiligen Erzeuger ausgestattet. Hatte ein Wütender sich also mit einem freudigen Menschen vereint, war der daraus entstehende neue Mensch der Freude und der Wutsempfindung fähig. So ging es weiter und weiter und irgendwann gab es die unterschiedlichsten Linien an menschlichen Lebewesen auf dieser Welt. Da die Menschen seit Anbeginn aber etwas eigenartige Geschöpfe zu sein schienen, geht ihr Paarungsdrang (in nicht allen, aber vielen Fällen) über den reinen Fortpflanzungsakt hinaus. Sie wollen nicht nur ihre Körper zu einem wiedervereinen; auch ihren Geist, ihre Seelen suchen sie seit jeher zur Verschmelzung zu bringen – und dabei sei zu erwähnen, dass dies weder zu Anfang noch heute ein zu erreichendes Ziel oder gar ein abgeschlossener Vorgang sei. Ja, es ist also, wie wir wissen, der Menschen Schicksal, immer und immer wieder nach der totalen Verschmelzung zu streben, sie gar suchen zu müssen, sich mit Mühe und täglichem Üben demjenigen Zustand anzunähern, den wir gemeinhin Liebe nennen.

Sie muss dem Menschen Kraft geben, die Liebe – wieviel Kraft auch kostend, doch mehr Kraft gebend, sodass er immer wieder neuen Mut aufbringt, sich mit voller Wucht in die unbekannten Gefilde zu stürzen, die die Liebe ihm eröffnet. Liebe scheint seine Saat zu sichern und neues Leben zu erhalten.

Liebe scheint die Menschen aber auch in Rage zu bringen und zum Kampfe anzuregen. Angst, zu wenig oder unechte Liebe zu bekommen, bekämpfen sich die Menschen seit ihrer Zerstreuung jeden Tag aufs Neue – auch da unermüdlich und unaufhörlich.

SÄEN

Erzähler:

Eine Bäuerin sät auf ihrem Acker. Ein Kind sieht der Bäuerin von weitem zu. Die Bäuerin bemerkt das näherkommende Kind, sie sät weiter, bis das Kind neben ihr hergeht. Sie streckt ihm auch ein paar Samen hin. Es nimmt und macht es ihr gleich. Die Bäuerin sagt: „Mier sääied. Und de wachst öppis.“ Das Kind packt ein paar Samen in seinen Rucksack und geht weiter.

SOMMER

Erzähler:

Inmitten der Gesellschaft ein Mann im Zwiegespräch mit sich selbst:

Mit dem Genuss der Gesellschaft setzen sich die Menschen unweigerlich auch der Mensch-heit aus, der grundsätzlichen Wesensart des Menschen, wo es eben - menschelt. Sie geben sich also möglichen Verletzungen hin, die weiter zu Vorurteilen, Hybris, Missgunst, getrübler Sichtweise und Betrug führen können, und schlimmstenfalls zur Selbstentfremdung. Sich selber fremd zu werden, sich

von sich selbst zu entfernen, den Bezug zu sich und dann das überhaupt eigene Selbst verlieren. Und dann? Depression.

Depression? Depression. [Registrierend] Depression. [Eindringlich] Was ist das? Genau das ist es: das verlorengegangene Selbst. Oder genauer: die auf das verloren gegangene Selbst folgende verzehrende Sehnsucht nach diesem Selbst, sich selbst.

Ein rein menschliches Phänomen? Die Depression zeigt die Tragik des Selbstverlustes. Sie kann also auch bei Tieren vorkommen, die entgegen ihrer eigentlichen Natur leben – ein Löwe in einem Käfig zum Beispiel, der nicht jagen kann. Oder ein angeketteter Elefant! Aber bleiben wir beim Menschen, der ist komplex genug.

Was will der Mensch? Er will arbeiten, etwas schaffen, er-schaffen, ernten und geniessen. Und lieben, und geliebt werden.

Klingt doch eigentlich simpel, nicht wahr? Und doch scheinen die Menschen so viele Schwierigkeiten zu haben. Also worauf sich besinnen?

Schaffen, ernten, geniessen..?!

SÄGESSE SCHLIIFE

Erzähler:

Ein Kind trifft auf einen Sägesseschliifer. „Heeh, was machsch du da?“, fragt es ihn. Der Schliifer antwortet ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen – „Ech schliife.“ „Hmm.“, nickt das Kind verständnisvoll.

Hätte man dem Schliifer dieselbe Frage zu einem früheren Zeitpunkt gestellt, seine folgende Antwort wäre eine andere gewesen. Er hätte gesagt: „Ech schliife, dass mer gröschtet send gäge de Feind. Muesch jederziit und immer gröschtet sii. De Feind luuret um jeden Egge!“ Stattdessen sagte er: „Ech schliife, dass mer chönd ärnte. De Stei esch au zum Füürmake guet.“ Das Kind

nimmt einen Schliifstein, „hmm, liegt gut in der Hand“. Es packt ihn in den Rucksack und geht weiter.

HERBST

Erzähler:

Die Menschen ernten, sammeln, legen Wintervorräte an, bauen sich Nester, erleben Freude über getane Arbeit, erkennen gemachte Fehler. Gleichzeitig werden sie mit möglicher Unzufriedenheit konfrontiert; Unzufriedenheit über gefällte Entscheidungen, eingeschlagene Richtungen, verrichtete Arbeiten...

Auch mit persönlichen Unfähigkeiten und Stolz müssen sie sich auseinandersetzen. –

Was haben meine Hände bisher getan? Befühlt, gebildet, gestaltet? Ver-tan, ver-unstaltet?

HOLZFÄLLEN

Erzähler:

Ein Kind läuft auf einen Holzfäller zu, der Holz hackt. Es fragt ihn: „Wieso machsch du das?“ Der Holzfäller hält inne, nimmt seine Pfeife aus dem Mund, schaut das Kind an, setzt seine Pfeife wieder ein, zieht die Hosen zurecht und holt zu neuem Hacken aus. Das Kind tippt dem Holzfäller auf die Schulter, „heeh“! Der Holzfäller hält inne – „Ech hacke“. „Ja. Und nachher hesch du Holz.“ erwidert das Kind. „Aber wieso? Für was bruchsch du das Holz?“ Der Holzfäller schaut das Kind fragend an. „Zum Wärme im Winter.“ Das Kind überlegt, packt dann zwei Holzscheite in seinen Rucksack und geht weiter.

WINTER

Erzähler:

Alles wird langsamer und konzentriert sich auf das Nötigste. Der Mensch genießt Ruhe und Wärme vor dem Kaminfeuer im Wohnzimmer, atmet Geborgenheit und Schutz ein, sucht diese, wenn nicht vorhanden. Er erfährt Einsamkeit und Kälte umso härter, je tiefer er sich im Winter zu befinden glaubt, je mehr er Dunkelheit und Kälte spürt aber nicht erkennt, was diese Wahres an sich haben.

Trauer und Reue besuchen ihn in winterstürmischen Nächten und bleiben dort, falls der betroffene Mensch nicht fähig ist, diese offen anzunehmen, sich ihnen zu widmen und sie schliesslich in ihr Gegenteil zu verwandeln.

So ziehen die Menschen Bilanz, resümieren, schreiben in den weissen Schnee. Sie bilden Formen aus dem weichen Schnee und bemalen sein Weiss mit allen Farben, geben ihm ein neues Kleid und machen Frühling aus ihm.

Sie wiegen das kleine Neugeborene und wiegen sich selbst in den Wogen des Lebensrhythmus, der über all die Reisen durch die Welten und Jahreszeiten zu dem ihren wurde.

Ruhen, denken, erholen, vergeben.

Sich selbst, und anderen, vergeben. Es ist gut. Der Mensch kommt zur Ruhe, kehrt ein, kehrt heim. Zu sich selbst zurück.

WIEGEN

Erzähler:

Ein Kind geht seines Weges. Da hört es ein leises Summen. Es schaut, woher die Klänge kommen und sieht eine Frau, die ein Baby wiegt. Es fragt die Frau,

was sie da mache. „Ech wiege.“, antwortet die Frau. „Hmm. Das gseht schön us. Es gseht so us, als ob das Chindli gar nüd anders wörd bruuche als das.“ Die Frau lächelt und gibt dem Kind das Baby in die Arme. Das Kind macht es der Frau gleich und wiegelt staunend dieses kleine warme Ding. „Ech wiege. Ech wiege.“ Dann gibt das Kind der Frau das warme Bündel zurück und nimmt seinen Rucksack. „Da inne han ech Same, e Schliifstei und Holz. Ech cha sääie, ech cha ärnte, ech cha Fүүr mache. Und ech ha no mech sälber; zum wiege. Ech cha wiege. Und do bi üch esches gmüetlech. Zum wiege.“

Die Wiegerin wiederholt des Kindes Worte: „Sääie, ärnte, Fүүr mache und Chendli wiege...So faht's jede Fruehlig wieder vo voore a. Und alli Mönsche möcheds glich, vo Urziite bis i alli Ziite.“

„Wiit ben ech gange,“ – sagt das Kind – „dur alli Monde, alli Lande. Dahe ben ech cho, zum mich do niederloh.“

Erzähler:

Die Legende besagt, dass ein wundersames kleines Kindlein den hiesigen Boden betrat und sich ein seltsames Gefühl unter allen Kämpfenden und ringenden Menschen ausbreitete; wie ein weisser Schleier legte sich diese Regung auf alle Menschen Gesichter, wie eine warme Decke wurden sie alle eingelullt; Geborgenheit, wie sie nur im Mutterleibe vorkommt...Sie wurden umarmt, unmerklich, und alles wurde sanft und es kehrte Langsamkeit und Ruhe ein im ganzen Land.

DER KREIS SCHLIESST SICH UND BEGINNT VON NEUEM

Erzähler:

Aber, der Zyklus der Gezeiten beginnt wieder (von neuem). Und wieder. Und wieder. Und die Menschen werden immerfort nach ihrem Ursprung suchen.

Zurück zur Einheit treibt es sie an, von Beginn weg, bis zu allem Ende.

Still und unendlich weit, aber doch immer (wieder) dieselben – die Fragen des Menschen nach seinem Ursprung. In den Wogen der Meere, im einsamen Widerhall der Berge, im Dickicht der Wälder, im endlosen Weiss von Schnee zeichnen sie sich.

Und wieso? - fragen sich (auch) alle. Nun ja, das kann ich beim besten Willen auch nicht sagen. Vielleicht ist es ebenso simpel, wie alles andere, das er macht; das Säen, Ernten, Feuer machen, das Wiegen. Er hat Hände. Aber, er hat ja auch noch einen Geist, den es zu gebrauchen ihn treibt. Vielleicht muss er also einfach etwas zu tun haben, solange er hier weilt, der Mensch.

ENDE